

EINÜBUNG UND WEISUNG

Meditieren

Annäherung an ein Gedicht von Reiner Kunze

In Reiner Kunzes Buch *Am Sonnenhang. Tagebuch eines Jahres*¹ findet sich unter dem Datum des 30. Juni (1992) folgende Eintragung:

„Gestern in W. Die Religionslehrerin verwahrte sich gegen das Gedicht ‚Meditieren‘

Meditieren

Was das sei, tochter?

Gegen morgen
noch am schreibttisch sitzen, am hosenbein
einen nachtfalter der
schläft

Und keiner weiß vom anderen

Meditieren bedeute, Zwiesprache zu halten mit Gott, sagte die Religionslehrerin. Einer der Umstehenden bemerkte, das Gedicht schließe nicht aus, dass der Meditierende Zwiesprache mit Gott halte.

Dann könne es nicht heißen, keiner wisse vom anderen, sagte die Religionslehrerin. Gott wisse immer von uns, und wer meditiere, wisse von Gott.“

Die Tagebucheintragung enthält Kunzes Gedicht „Meditieren“ und seine Notiz über die Reaktion zweier Zuhörer bei einer Lesung im Ort W. Die Religionslehrerin „verwahrt sich“ dagegen, dass in einem Text über das Meditieren nicht von Gott die Rede ist. Den Einwand, es könne darin von Gott auch dann die Rede sein, wenn das Wort „Gott“ nicht vorkomme, lässt sie nicht gelten. Kunze selbst enthält sich jeden Kommentars zu diesen Äußerungen der Hörer. Es liegt zwar nahe zu vermuten, er teile die Meinung des Umstehenden. Aber sicher ist das nicht. So bleibt die Sache in der Schwebe. „Sache“: das geht über das hinaus, was Kunzes Meinung sein könnte. Denn der Gehalt eines Textes und zumal eines Gedichts kann über das Bewusstsein, das der Verfasser davon hat, hinausgehen. Jedenfalls wirft dieses Gedicht eine Frage auf, die mich nicht loslässt. Die Interpretation geht also ganz auf meine Rechnung.

¹ Frankfurt a. M.: S. Fischer 1993.

I.

Anlass des Gedichts ist die Frage der Tochter des Autors, was „Meditieren“ sei. Die Antwort auf diese Frage wird auf die Weise der Dichtung gegeben, nicht in der Art der Wissenschaft oder der Technik. Der Autor gibt keine Definition, indem er den allgemeinen Gattungsbegriff angibt, unter den das Meditieren fällt, und dazu dessen spezifische Differenz bestimmt. Er sagt auch nicht, wie man das macht, das Meditieren, was man dabei gegebenenfalls erlebt und was der Zweck des Meditierens sei. Er gibt etwas anderes.

Achten wir zunächst etwas genauer auf die Form des Gesagten! „Gegen morgen/ noch am ...“. Warum nicht: „Gegen morgen noch/ am ...“? Vielleicht deshalb: Im Unterschied zur Alternative gibt die Formulierung „Gegen morgen/ noch“ dem Gedanken des Morgens Zeit, seine Assoziationen der Frische, des Anfangs usw. einzubringen, bevor, mit einem gewissen Überraschungseffekt, das „noch“ kommt, das einen anderen Ton hereinbringt: den Morgen als Ende des über die Nacht überhängenden Vortags, ohne alle Morgen-Poesie in der Prosa der endenden Nachtschicht. – Das zweifache „am“: die da genannten Dinge scheinen die Aufmerksamkeit nicht nach oben und ins Ätherisch-Freie, sondern eher nach unten und zum Erdhaft-Gewöhnlichen zu leiten. Ein Blick auf das, was auf und über der Tischplatte bzw. gar im „Geist“ oder „im Herzen“ dessen, der da sitzt, vor sich geht, wird nicht gewährt. Die untere Hälfte des Daseins steht im Blick: das Sitzen: also die Sitzfläche, die auch den sogenannten „Hosenboden“ konnotiert und damit Erdschwere und Geduld, und natürlich die Hosenbeine, die, gar wenn es sich um männliche handelt, nichts Poetisches an sich haben. Gerade dort aber hat sich ein Falter niedergelassen: es ist kein bunter Schmetterling, der Verwandte der Seele, sondern ein schlichter Nachtfalter, den man sich grau und braun und ein wenig schwerfällig denken darf. Dass er schläft, zeigt, dass die Nacht vorbei ist, und wohl auch, dass er müde geworden ist vom Anfliegen des Lichts der Schreibtischlampe. Dass er schlafen *kann*, zeigt, wie lange schon der Mensch an seinem Arbeitstisch stillhält. Durch die zeilenfüllende Isolierung des Wortes „schläft“ wird ein Bezug hergestellt zum „gegen morgen“ der ersten Zeile der „Beschreibung“. Damit ist die Komposition der mittleren Strophe ringförmig geschlossen.

Ist nun das, was der Dichter hier gibt, wenn es schon keine Definition ist, ein typisches *Beispiel*? So sieht es aus. Das Verbum „meditieren“ in der Überschrift findet seine Entsprechung offenbar in dem einzigen anderen Verb des Texts, das ebenfalls im Infinitiv steht, „sitzen“. Also soll das Meditieren durch einen Vergleich mit der langanhaltenden Konzentration des Sitzenden illustriert werden. Sitzen und Meditieren haben dann dasselbe Subjekt. Der hervorgehobene Schlaf des Falters unterstreicht die nicht eigens benannte Wachheit des Menschen. Über ein allgemeines Beispiel hinausgehend, könnte Reiner Kunze sich selbst als diesen wachend-meditierenden Menschen vorstellen. So muss seine Tochter nicht lange nach einer Illustration für das Meditieren suchen. Diese Deutung ist schlüssig, jedenfalls auf einer ersten Ebene. Aber als abgeschlossen kann sie solange nicht gelten, als der letzte Satz des Gedichts, auf den doch offenbar alles zuläuft, nicht berücksichtigt ist.

„Und keiner weiß vom anderen.“ Im großen „U“ am Anfang liegt ein Anheben, ein Anheben zum Wichtigsten, – doch bleibt es der erste Buchstabe eines „und“, nicht ei-

nes „aber“. „Und keiner weiß vom anderen.“ Natürlich, könnte man erwidern, wie auch? Der Mensch könnte zwar hinschauen und sehen, dass da im Stoff seiner Hose ein Falter hängt, er tut es aber nicht, weil er es schlicht gar nicht merkt, weil er auf anderes konzentriert ist. Wenn aber diese Konzentration des Meditierenden hervorgehoben werden sollte, warum heißt es dann „*keiner* weiß vom anderen“? Der Falter *kann* ja gar nichts wissen, weil er erstens für das Tun eines Menschen gar kein Erkenntnisinteresse aufzubringen vermag, und, wenn ihm dies dennoch möglich wäre, dann sicher nicht gerade dann, wenn er schläft. So erweist sich die Formulierung „Und keiner weiß vom anderen“, die uns spontan ein zustimmendes, gerührtes Nicken entlockte, möglicherweise als Verführung zum Pseudotiefsinn. Und so wird die Reaktion des nüchternen Lesers auf die Schlusszeile vielleicht nicht nur sein: Wie auch?, sondern dazu noch: Na und? Oder sollte etwa, wie es die Religionslehrerin vorauszusetzen scheint, mit der unauffälligen Nähe des Falters die verborgene Gegenwart Gottes angedeutet werden? Das wäre gewagt, aber nicht unmöglich. Dennoch wäre eine solche Interpretation etwas äußerlich. Sie brächte etwas Bemühtes in das Gedicht, und das wäre gerade bei einem Gedicht über das Meditieren unpassend.

II.

Meditieren, – was das sei? Der entscheidende Wink zu einer tieferen Erschließung des Gedichts liegt sicher in seinem letzten Satz. Aber was der eigentlich sagen will, bleibt noch unklar. Vielleicht wird es deutlich, wenn man die erste Zeile des Gedichts zur Deutung mit heranzieht. Durch die Tochter, die fragt und der das Bild des Meditierenden vor Augen gestellt wird, kommt – neben dem Sitzenden und dem Falter – die Perspektive der dritten Person ins Spiel. Das „Und keiner weiß vom anderen“ gewinnt so seine Pointe aus dem Kontrast zu einem „Wissen“, nämlich zur Anschauung, in der keiner von beiden, die je in ihr Eigenes vertieft sind, vom anderen weiß. Die Tochter gewinnt diese Anschauung dadurch, dass sie sich in die dichterische Erzählung vertieft und sich ihrer Faszination öffnet. Indem sie sich so von der stillen und paradoxen „Aus-sage“ des Bildes gefangen nehmen lässt und dabei für einige Zeit verweilt, hat sie selbst das Meditieren nicht von außen, sondern auch von innen, durch das eigene Tun, kennen gelernt. Und wie es der Tochter gehen konnte, so kann es auch dem Leser geschehen, der sich in das Gedicht „Meditieren“ vertieft. Insofern hält die Nennung der Tochter schon im Gedicht selbst einen Platz frei für den späteren Leser und seine Aufmerksamkeit. Diese Aufmerksamkeit wird ihn, mit Kierkegaard zu reden, ins Gedicht und seine Sache „hineintäuschen“. Freilich, das ist der Schalk des Rätselschmieds: Auch dem, der sich, gierig auf griffige Auskünfte oder weltanschauliche Stellungnahmen, darauf nicht einlassen will, dem wird nichts vorenthalten: er bekommt sein Gedicht, – aber eben nur seines: eines, das ihm entspricht. Das Gedicht selbst wahrt sein Geheimnis.

III.

Und Gott? Muss ein Gedicht über das Meditieren nicht auch Gott ins Spiel bringen? In irgendeiner Weise wohl schon. Aber dazu ist es nicht notwendig, dass es über Gott redet. Es kann auch in einer Weise sprechen und schweigen, dass es Gott selber das Wort überlässt, ein Wort, das er nach *seiner* Art spricht.

Wenn man skizzieren wollte, wie Kunzes Gedicht für einen Leser Gott mit ins Spiel bringen kann, könnte man auf zwei Möglichkeiten hinweisen. Die eine ist diese: Wenn sich ein Leser von ihm in der angedeuteten Weise ins meditative Lesen und Schauen hineingeleiten lässt, dann *hat* er sich von Gott ansprechen lassen, ob er das so ausdrückt und weiß oder nicht, *vorausgesetzt*, Meditation sei *immer* eine eigenartige „Zwiesprache“ mit Gott (- was, wenn es wahr ist, ein sehr bedenkenswerter Hinweis wäre für die Frage, was das sei – Gott). Die zweite Möglichkeit geht davon aus, dass der Mensch am Schreibtisch nicht vom Falter und der Falter erst recht nicht von diesem Menschen etwas weiß, und beide nicht von dem Dritten, der beide im meditativen Blick hat. Denn dem Leser des Gedichts, der das Subjekt eines solchen Blicks ist, könnte beim Meditieren der Gedanke kommen oder gar die Erfahrung geschenkt werden, dass auch er, der Blickende, in dieser Weise in einem gewissermaßen meditierenden Blick steht und getragen wird, von dem er nichts weiß.

Gerd Haeffner, München